

Gastkolumne

Freie Künstler müssten keine armen Schlucker sein

Die eine Hälfte der Künstler lebt von 40 000 Franken im Jahr oder weniger. Die andere Hälfte zieht es vor, daran nichts zu ändern.



Pius Knüsel

Jüngst kam Post aus Basel, von Fabian Gisler, 44, Kontrabassist, Jazzmusiker. Er bat um letzte Retuschen am Argumentarium, bevor die IG Musik Basel die Volksinitiative für eine bessere Förderung der freien Musikszene lancieren und im März mit der Unterschriftensammlung beginnen würde. Ich begleite diese Initiative seit 2019 - seit Fabian mich in ein Diskussionsforum eingeladen hatte. Es drehte sich um die Frage, wie sich die Lebensbedingungen für freischaffende Musikerinnen und Musiker verbessern liessen.

Sein Anliegen stiess bei mir auf offene Ohren. Seit zwanzig Jahren bin ich nebenher als Dozent unterwegs und referiere über Kulturpolitik. Entsprechend gross ist die Zahl an Klagen, die ich vernehme: Die Politik nehme die Kultur nicht ernst, überall werde gespart, es brauche endlich kräftiges Lobbying. Darauf habe ich nur diese Antwort: Die Kulturbudgets steigen kontinuierlich. Bloss an den ungleichen Arbeitsbedingungen ändert sich nichts. Im Gegenteil: Der institutionelle Sektor vergrössert seinen Anteil am öffentlichen Geld stetig. In Zürich fliessen rund 25 Millionen Franken in die Musikhäuser, nur 2,2 gehen an die wachsende Schar musikalischer Freelancer, in Basel sind es 15 zu 0,4 Millionen, in Lausanne 17 zu 0,5. Mein immer gleicher Rat: Handeln statt klagen!

Dafür gibt es zwei Verfahren. Beim einen verbündet man sich mit Verwaltung oder Politik und schaut, dass das eigene Anliegen in eine Vorlage gegossen und vom Parlament oder dem Volk verabschiedet wird. Seit die Militanz der achtziger Jahre verebbt ist, ist das der übliche Weg. Der Nachteil: Alles muss sich einfügen in die herrschenden Muster. Bestes Beispiel ist die neue Zürcher Theaterförderung. Sie hat an der Urne Ende 2020 bestanden. Sie bringt eine Verbesserung für einige und eine Verschlechterung für viele, da der frei zugängliche Fördertopf - die Hoffnung der neuen Talente - schrumpft.

Auch bei der Frage nach dem Was sind die Proportionen ähnlich: In Zürich gehen 25,6 Millionen Franken in die klassische Musik. Alle anderen Stile von Jazz bis Electronica müssen sich mit 2,4 Millionen begnügen. Betrachtet man den Publikumsanteil, müsste es umgekehrt sein. Wenn wir die Innovation zum Mass nehmen, wohl halb-halb.

Der zweite Weg heisst Fabian Gisler. Lanciere eine Initiative! Der Basler gehört zu jenen 50 Prozent von Kulturschaffenden im Land, die mit weniger als 40 000 Franken im Jahr auskommen müssen, obwohl sie so viel arbeiten wie Angestellte. Das ist das Ergebnis der letztjährigen Studie von Suisseculture Sociale zu den Einkommen der Kreativen hierzulande. Am Befund hat sich seit der vorletzten Studie von 2016 nichts geändert.

Viele sehen das Prekariat als naturgegeben. Wer Künstler werden will, muss finanziell unten durch. Man könnte es auch als Ergebnis einer Kulturpolitik sehen, die einmal antrat, den Zugang zur Förderung für alle zu öffnen. Daraus wurden mehr und grössere Institutionen.

Wenn die Prekarisierung nicht naturgegeben, sondern die Folge von Kulturpolitik



Die Kulturbudgets steigen kontinuierlich. Bloss an den ungleichen Arbeitsbedingungen ändert sich nichts.

ist, dann lässt sie sich mit den Mitteln der Demokratie beheben. Im Kern verlangt die Basler Initiative, dass ein Drittel des Musikbudgets für das freie Musikschaffen, also für direkte Künstlerförderung und Kleinveranstalter reserviert ist. In Basel sind das geschätzt 800 Kreative, in Zürich wohl 2500 - gegenüber vielleicht einem Drittel fest Engagierter. Ob der Ausgleich durch Umschichtung oder Erhöhung des Budgets passiert, wäre der Politik überlassen.

Dass Basel die Musikförderung um 6 Millionen erhöhen würde, um das Drittel zu erreichen, will niemand glauben. Sicherheitshalber übt sich die nichtprekäre Hälfte im Schulterschluss gegen die Initiative, in der Verteidigung des Status quo. Der Basler Grossrat Johannes Sieber (glp.) meint, Musikförderung könne nicht gerecht sein. Hans-Georg Hofmann, künstlerischer Direktor des Sinfonieorchesters Basel, würde gerne zwischen Kunst und Kommerz unterscheiden. Ilona Schmiel, Zürcher Tonhalle-Intendantin, kommentierte bereits im letzten Sommer: «Über Prozenze zu reden, ist zu einfach. Es gibt eine Breitenkultur und eine Spitzenkultur.» Alles argumentative Ladenahter, von denen ich meine, wir hätten sie in den neunziger Jahren entsorgt. Kultur für alle hiess damals auch Kultur von allen.

Fabian Gisler ist Spitze, mehrfach ausgezeichnet, trotzdem lebt er prekär. Schon jetzt hätte die IG Musik Basel den Prix Courage verdient für kulturpolitischen Mut - eine Handvoll Winkelriede der freien Szene. Diesen Preis gibt es übrigens, aber nicht im staatlichen Angebot. Die Retuschen am Argumentarium habe ich abgeschickt.

Pius Knüsel ist Kulturarbeiter und Erwachsenenbildner. Er lebt in Zürich.



Medienkritik

Die Stunde der Reporterin



Aline Wanner

LuZIA Tschirky ist Korrespondentin des Schweizer Fernsehens in Russland, seit dieser Woche berichtet sie aus dem Krieg. Tschirky ist 32-jährig, sie war und ist mehr denn je eine kluge und mutige Frau, und das macht auch mir Mut. Denn manchmal Sorge ich mich um die Branche, ich bin unsicher, ob sich noch genug Talente für den Beruf der Journalistin und des Reporters finden. Schliesslich fehlen Geld, Geschäftsideen und Glamour.

Und dann sah ich diese Woche immer wieder LuZIA Tschirky am Fernsehen. Sie analysierte mit besorgter und klarer Stimme, was in Russland und in der Ukraine, wo sie sofort hingereist war, gerade passiert. Sie weiss es, weil sie sich schon lange mit dieser Gegend beschäftigt, weil sie viel liest und reist, weil sie draussen ist, mit den Menschen spricht und dabei Risiken in Kauf nimmt (sie wurde im vergangenen Jahr in Weissrussland festgenommen). Völlig zu Recht wurde Tschirky als Journalistin des Jahres 2021 ausgezeichnet.

LuZIA Tschirkys Arbeit steht stellvertretend für all jene der vielen Korrespondentinnen weltweit, die jeden Tag unter schwierigen Bedingungen in Ländern arbeiten, wo Medien nicht frei und Journalisten nicht willkommen sind, wo vielen Menschen Unrecht geschieht. Wir alle blicken besorgt auf die Ukraine und sind froh um alle Auslandsreporter, die von der Front berichten.

So schwierig die journalistische Arbeit in diesen Tagen des Kriegsausbruchs sein mag, so wichtig und interessant ist sie auch. Vielleicht sind die Reporter vor Ort sogar die einzigen, die sich nicht der kollektiven Ohnmacht ergeben müssen, die alle anderen Akteure im Westen ergriffen zu haben scheint. Tschirky steht da, in der Kälte des winterlichen Krieges, und spricht unbeirrt über die Fakten. Das mag zwar nicht glamourös sein, dafür notwendiger denn je.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

«Es geht so einfach nicht weiter!»



Patrick Imhasly

Es war eine Wutrede, wie sie Giovanni Trapattoni, der damalige Trainer des FC Bayern München, vor 25 Jahren in seinem legendären Ausbruch über die unterirdische Leistung seiner Mannschaft nicht eindrücklicher hätte halten können. «Ich muss jetzt schnell ein paar ehrliche Worte loswerden», hob unser älterer Sohn in einer Audiobotschaft per Whatsapp an mich und meine Frau an. «Ich weiss nicht, was los ist, aber so geht das jedenfalls nicht weiter! Es geht so einfach nicht weiter! Das gibt es einfach nicht!» Dann hielt er uns den Spiegel vor. «Ich sage das konstant - nicht seit Tagen, sondern seit Wochen, seit Monaten: Ihr seid hässig, extrem gereizt und schnell entzündbar.» Ständig veranstalteten

wir wegen kleinen Dingen «ein Riesengschtürm».

Und so ging das von seiner Seite her weiter - mehr als sechs Minuten lang, ohne Punkt und Komma. «Ich sage das euch jetzt nicht zum ersten Mal, aber zum letzten Mal. Ihr müsst den Scheiss einfach klären, egal wie ihr das macht!» Er rechnete uns vor, dass wir seit 16 Jahren verheiratet seien, erinnerte uns eindringlich daran, wie viele schöne Dinge wir in dieser langen Zeit zusammen erlebt, aber auch welche Herausforderungen wir miteinander bestanden hätten. Er müsse und könne von uns erwarten, dass wir das klärten. «Es darf nicht sein, dass ich und mein Bruder am Schluss von dieser schlechten Laune angesteckt werden.»

Was war geschehen? Nach einer wunderschönen Woche Skiferien in den Bergen sind wir an einem Samstagnachmittag mit viel viel Gepäck in völlig überfüllten Zügen nach Hause gekommen, wo es galt, die Wäsche auszusortieren, alles einzuräumen und kurz vor Ladenschluss für das Wochenende einzukaufen. Während meine Frau in solchen Stresssituationen stets den Überblick behält, neige ich dazu, mich in Details wie das

Ordnen der Bratpfannen zu flüchten - was ein gewisses Konfliktpotenzial im Umgang mit den zu bewältigenden Aufgaben birgt. Und ja: Wenn man 16 Jahre lang verheiratet ist, wird man unweigerlich zum alten Ehepaar, das sich in den grossen Linien stets einig ist, sich dafür in den kleinen Dingen aneinander reibt.

Die fulminante Intervention unseres Sohnes hat uns beeindruckt, ein bisschen beschämt und uns vor Augen geführt, worauf es wirklich ankommt. Vor allem aber hat sie uns deutlich gemacht, wie sehr sich das Gefüge in einer Familie mit dem Älterwerden der Kinder verändert. Waren sie im Kleinkindalter noch Objekte unserer erzieherischen Projektionen, sind unsere beiden Söhne mit dem Fortschreiten der Pubertät zu handelnden Subjekten geworden. Heute nehmen sie ihren Platz in der Familie selbstbewusst ein, behaupten ihn furchtlos und gestalten ihn kreativ. Das hat Folgen.

So haben sich zum Beispiel neue Allianzen etabliert. Früher standen meine Frau und ich bei Fragen wie dem Umgang mit dem Handy geint auf der einen Seite und die Buben auf der anderen. Weil ich aber mindestens so oft



Konnte ich mich früher vor den Jungs aufpflanzen, um Eindruck zu schinden, muss ich mich heute um Kopf und Kragen reden.

an dem Gerät hänge und glaube, dass die beiden damit durchaus auch sinnvolle Dinge anstellen, steht es inzwischen oft drei zu eins. Meine Frau beklagt sich denn auch, dass das Leben als einzige Frau unter lauter Männern manchmal furchtbar anstrengend sei. Dafür ist meine väterliche Autorität arg ins Wanken geraten. Konnte ich mich früher vor den Jungs aufpflanzen, um Eindruck zu schinden, muss ich mich heute um Kopf und Kragen reden und ständig argumentieren - wenn ich nur schon will, dass sie endlich mal Ordnung in den Kleiderhaufen in ihrem Zimmer bringen.

Dass mittlerweile vier Leute am Gerüst unserer Familie bauen, verlangt nach neuen Strategien der Zusammenarbeit, eröffnet aber auch ungeahnte Möglichkeiten. Man muss sich nur darauf einlassen. Unser älterer Sohn, der selbst ein leidenschaftlicher Fussballer ist, schloss seine Wutrede jedenfalls mit den Worten: «Ich weiss, dass ihr das könnt, ihr müsst es einfach zeigen.» Verstanden, Captain - wir werden alles geben!

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».